

CHRISTOPHER ROSS

Wo mein
HERZ
schlägt



Weltbild Premiere

Wo mein Herz schlägt

Christopher Ross

Wo mein
Herz schlägt

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
86167 Augsburg

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Ingola Lammers

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: plainpicture, Hamburg (© Reilika Landen);
www.shutterstock.com (© Konstantin)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-455-5

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Eileen O'Leary bewunderte ihre Mutter. Die schwächliche Frau blickte sich nicht einmal um, als sie an Bord der *Carlotta* ging, und blieb mit entschlossener Miene an der Reling stehen, ohne sich für die zahlreichen Schaulustigen zu interessieren, die zur Verabschiedung des Schiffes an den Pier gekommen waren. Ihr Blick war bereits nach Westen gerichtet, zum fernen Horizont jenseits des Atlantiks, während die meisten Passagiere noch zurückblickten, bis auch der Turm der St. Colman's Cathedral im morgendlichen Dunst verschwunden war.

Wie eine Statue stand Kathleen O'Leary dort, unnahbar und in sich gekehrt, allein mit ihren Gedanken und anscheinend bereit, die alte Heimat schon jetzt für immer zu vergessen. Sie hörte weder den jungen Mann, der ein Liebeslied auf seiner Fiddle spielte und wohl seiner zurückgelassenen Geliebten gedachte, noch die Worte ihres Mannes, der sich eine kalte Zigarre zwischen die Zähne geschoben hatte und sagte: »Ein neues Land und eine neue Zukunft, Kathleen. Jetzt kann uns nichts mehr aufhalten!« Aber es klang mehr wie eine Durchhalteparole, die er an sich selbst richtete. Während der letzten Woche hatte er stets vor dem »unabwägbareren Abenteuer« gewarnt.

Eileen dachte ähnlich wie ihre Mutter. Sie war bereit, die Herausforderung anzunehmen und ihren Eltern dabei zu helfen, sich eine neue Zukunft aufzubauen. Schlechter als das Leben, das sie bisher geführt hatten, konnte es nicht sein, und was nützte alle Verbundenheit zur heimatlichen Scholle, wenn die Engländer den Daumen draufhielten und sie mit unsinnigen Steuern quälten? Während der Kartoffelfäule waren sie sogar gezwungen gewesen, einen Winter im Arbeitshaus zu verbringen, bevor sie auf ihre Farm zurückgekehrt waren und dem Boden eine neue Ernte abgerungen hatten. Sie brachte gerade so viel

ein, dass ihre Großeltern, ihr Onkel und ihre Tante mit ihren vier Kindern mehr schlecht als recht davon leben konnten, und sie konnte sich noch gut an die erleichterten Gesichter erinnern, als ihr Vater zum ersten Mal von ihren Plänen gesprochen hatte, in das ferne Amerika auszuwandern. Sie hatten ihm sogar einen Teil ihrer Ersparnisse gegeben und sich an den Tickets beteiligt, in der Hoffnung, ohne William und seine Familie besser über die Runden zu kommen.

»Wir werden ihnen zeigen, wozu wir fähig sind«, stieß William O’Leary trotzig hervor, blickte aber im Gegensatz zu seiner Frau mehrmals zurück, um noch einen Blick auf Queenstown zu werfen, selbst dann, als die Stadt nicht mehr zu sehen war und die irische Küste bereits im Nebel verschwand. »Wir werden die Gewinner sein, nicht meine Eltern und schon gar nicht mein Bruder, der schon während der Kartoffelfäule vor den Engländern gekuscht hat.«

Eileen kannte die großspurigen Reden ihres Vaters, hütete sich jedoch, ihm zu widersprechen. Auch als ältester Tochter stand es ihr nicht zu, Kritik an ihm zu üben. Das wagte lediglich ihre Mutter, die dabei aber so behutsam und raffiniert vorging, dass er es gar nicht merkte. Ihr war auch die Reise nach Amerika zu verdanken. Bei jedem zweiten Sonntagsessen hatte sie von dem fremden Land geschwärmt, den unzähligen Möglichkeiten, die Einwanderern dort geboten wurden. Sogar kostenloses Land sollte man dort bekommen, und es gab keine englischen Landlords, die von jeder Ernte ihren unverschämten Anteil wollten. Und abends, wenn sie neben ihm im Bett lag, hatte sie ihm wahrscheinlich auch zugeflüstert, wie sehr sich sein Bruder ärgern würde, wenn sie in Amerika ihr Glück fanden und zu wohlhabenden Leuten wurden.

Sie blickte in den Dunst, der in feuchten Schwaden über dem Meer hing, und sog die würzige Luft ein. Vier bis sechs Wochen sollte die Überfahrt nach Amerika dauern. Nicht nach New York, wie sie ursprünglich geplant hatten, sondern nach Baltimore etwas weiter südlich, einer aufstrebenden Stadt an der Chesapeake Bay.

Der Ticketagent in Queenstown hatte ihnen eine Karte mit der Route gezeigt und ihnen die Vorzüge von Baltimore in blumigen Worten gepriesen: In der Stadt sei es sehr viel einfacher, eine Wohnung und Arbeit zu finden, und mit der Baltimore & Ohio Railroad bräuchte man nur einmal umzusteigen, um nach St. Louis zu kommen. Von dort starteten die großen Planwagenzüge nach Kalifornien, dem »Paradies auf Erden«, wie es in den Broschüren hieß. Dort wuchsen Orangen und andere exotische Früchte.

Sie lächelte bei dem Gedanken daran und täuschte einen jungen Mann, der nur ein paar Schritte entfernt an der Reling stand und das Lächeln auf sich bezog. Er machte keinen besonders stattlichen Eindruck, trug einen alten Mantel, an dem mehrere Knöpfe fehlten, einen schwarzen Schal, den er kess um seinen Hals geschlungen hatte, und eine Schiebermütze. Besonders an ihm waren nur das spöttische Funkeln in seinen Augen und seine Verwegenheit, als er sagte: »*How ye*, meine Liebe! So wahr ich Jonathan Delaney heiße, ich hätte nicht gedacht, die Liebe meines Lebens ausgerechnet auf diesem armseligen Kahn zu finden.« Er lüftete seine Schiebermütze und ließ sein dunkelblondes Haar blitzen. »Sie sind wunderschön, Missy, wissen Sie das?«

Eileen wusste mit Komplimenten umzugehen, besonders wenn sie von großspurigen Burschen wie diesem Ire kamen. Denn ein Ire war er, das verriet schon sein ausgeprägter Dialekt. »*How ye*, mein Herr. Sollte ich tatsächlich Ihre große Liebe sein, würde ich Sie bitten, sich hinten anzustellen und mit Ihren Komplimenten etwas vorsichtiger zu sein. Ich weiß selbst, dass ich in meinem Flickermantel und mit den verfilzten Haaren nicht wie eine Prinzessin aussehe, und ich lege auch keinen Wert darauf, solange wir unter unwürdigen Umständen auf dem Zwischendeck leben. Und noch weniger bin ich daran interessiert, auf der Überfahrt einen Blender wie Sie kennenzulernen. Ich bin mit meinen Eltern und meinen Geschwistern unterwegs und habe weder Zeit noch Lust, mir die Komplimente eines Weiberhelden anzuhören.«

Die Zurechtweisung schien nicht den geringsten Eindruck auf Jonathan zu machen. Sein Lächeln blieb, nur seine Mundwinkel verschoben sich leicht nach unten. »Sie tun mir unrecht, Missy, aber das nehme ich Ihnen nicht übel. Ich weiß selbst, wie ich in diesem Aufzug auf Sie wirken muss. Doch das wird sich ändern. Wenn wir uns in der Neuen Welt treffen, werde ich der kühne Ritter sein, der Sie auf einem weißen Pferd in die Zukunft entführt. Und dann werden auch Sie erkennen, dass wir füreinander geschaffen sind.« Er tippte mit zwei Fingern an seine Schirmmütze. »Auf bald, Missy!«

Ihre Schwester Sophie tauchte neben ihr auf. Sie sah selbst in einem zerfledderten Mantel noch verführerisch aus, was einmal an ihren gelockten blonden Haaren und zum anderen an ihren blaugrünen Augen lag, deren Funkeln selbst verheirateten Männern das Blut ins Gesicht trieb. Sie war gerade erst achtzehn geworden, drei Jahre jünger als Eileen, und hatte schon so manchen Jüngling ins Unglück gestürzt. »Und so einen Prachtkerl lässt du laufen?«, wunderte sie sich, als Jonathan gegangen war. »Hast du denn nicht in seine Augen gesehen? So einen findest du nicht alle Tage, Schwester.«

»Das Zwischendeck ist kein Heiratsmarkt«, erwiderte Eileen, »und ich hab keine Lust, mich während der Überfahrt mit einem Angeber herumzuschlagen. An deiner Stelle wäre ich auch vorsichtig. Die meisten Passagiere wollen in den großen Städten bleiben. New York, Baltimore, Philadelphia. Einige wollen in den Nordosten nach Boston oder nach Chicago. Diese Leute werden wir niemals wiedersehen. Mammy und Daddy wollen nach Westen.« Sie senkte ihre Stimme und klang beinahe verschwörerisch. »Seit dem großen Goldrausch in Kalifornien gibt es dort so viele Männer, dass sie sogar in Zeitungen nach Ehefrauen suchen. Du hast die freie Auswahl, Schwesterlein.«

»Du willst dich über mich lustig machen.«

»Du bist sowieso noch zu jung zum Heiraten.«

»Wer spricht denn vom Heiraten?« Sophie lächelte verschmitzt. »Ich will meinen Spaß haben, zumindest ein paar Jahre

lang, und wer weiß, vielleicht finde ich irgendwann einen reichen Prinzen, der mich auf sein Schloss entführt und mit Geschenken überschüttet. Männer sind einfache Geschöpfe. Wenn du es richtig anstellst, kriegst du jeden rum. Du solltest es auch mal probieren, Schwester. Schnapp dir den hübschen Kerl und hab Spaß mit ihm. Er ist verrückt nach dir, so was sehe ich auf den ersten Blick.« Sie packte Eileen am Mantelkragen. »Wenn du ihn nicht willst, nehme ich ihn mir, verstanden?«

»Meinetwegen. Aber lass dich nicht von Daddy erwischen.«

»Hat er mich jemals erwischt?«

Eileen beobachtete, wie ihre Schwester an der Reling entlanglief und dabei trotz des leicht schwankenden Decks eine so gute Figur machte, dass ihr fast alle Männer nachstarrten, sogar die Passagiere der ersten und zweiten Klasse in den Oberdecks. Sie genoss es, die Männer an der Nase herumzuführen, besonders wenn sie reicher und vornehmer zu sein schienen als die Tochter eines einfachen Farmers. Elaine bekam mit, wie einige Ladys der zweiten Klasse abfällige Bemerkungen über das Flittchen aus dem Zwischendeck machten und ihre Männer wegzogen. Eine handfeste Beleidigung, die Sophie wenig ausmachte, sie sogar anzustacheln schien, sich noch aufreizender zu bewegen. »Irrendwann gerätst du an den Falschen«, ermahnte Eileen sie, »oder eine der eifersüchtigen Ehefrauen schlägt dir den Schädel ein.«

Eileen war froh, dass sie sich vor der Reise nicht gebunden hatte. Sie war ein paarmal verliebt gewesen, vor allem als junges Mädchen und eher oberflächlich, ohne eigentlich zu wissen, was wirkliche Liebe ist. Richard war einer der Anführer in Kilbriain gewesen, ein Farmerjunge mit starken Muskeln, der sich nicht mal von anderen Jungen etwas sagen ließ und sie herumkommandierte. Wahrscheinlich wollte er den anderen nur zeigen, was für ein toller Bursche er war. Umso wütender reagierte er, als sie ihm den Laufpass gab. Es fehlte nicht viel, und er hätte sie geschlagen, aber sein Vater erschien gerade noch rechtzeitig, zog seinen Gürtel aus der Hose und verpasste ihm eine Abreibung,

die er sein Leben nicht vergessen würde. Ausgerechnet eine ihrer besten Freundinnen schnappte ihn sich einige Jahre später und bekam sogar ein Kind von ihm. Angeblich sollte Richard ein hingebungsvoller Vater und Ehemann sein.

Die letzten beiden Jahre hatten ihr gleich mehrere Männer den Hof gemacht, alles gute Partien, wie ihr Vater betonte, ausgenommen der Engländer, der zum katholischen Glauben übergetreten war und auf diese Weise glaubte, sie nach Liverpool entführen zu können. Er war Uhrmacher. Sehr viel mehr war ihr Vater von dem Schäfer angetan, der jeden Morgen mit einem frisch gepflückten Blumenstrauß bei ihr erschien und ihr sogar einen Kuss abschwatzte. Doch die Vorstellung, ein ganzes Leben mit ihm verbringen zu müssen, erschreckte sie genauso wie die anderen jungen Männer, die sich um sie bemühten. »Wenn ich einen Mann heirate, muss alles stimmen«, sagte sie zu ihrem Vater, der sich zunehmend ungeduldig zeigte. Und als sie die Tickets nach Amerika besorgten: »Sei froh, dass deine Töchter noch unverheiratet sind, oder wolltest du unbedingt noch zwei Schwiegersöhne nach Amerika mitnehmen? So Gott will, finden wir auch in Amerika einen Ehemann.«

Inzwischen hatten sie das offene Meer erreicht, und die *Carlotta* fuhr mit geblähten Segeln nach Westen. Der Wind stand günstig und trieb sie scheinbar ungeduldig durch die sanften Wellen. Falls das Wetter auch während der nächsten Wochen ein Einsehen mit ihnen zeigte, würden sie die Reise vielleicht sogar in drei statt der veranschlagten vier Wochen schaffen. Noch schneller wäre die Fahrt mit einem der neuen Dampfschiffe gewesen, aber ihre Ersparnisse hatten nur für die Reise auf einem Segelschiff gereicht. Woher sollten sie auch wissen, wie viel beschwerlicher und gefährlicher die Fahrt mit der *Carlotta* war? In den Broschüren stand nichts von Bedingungen, wie man sie nur auf Sklavenschiffen vorgefunden hatte, und die Ticketagenturen hüteten sich, von den vielen Passagieren zu berichten, die während der letzten Fahrt erkrankt und sogar gestorben waren.

Eileen war einigermaßen entsetzt, als sie über einen Nieder-

gang ins Zwischendeck hinabstieg. Die Quartiere für Familien und unverheiratete Männer und Frauen waren voneinander getrennt und konnten nur über die Luken erreicht werden. Obwohl sie noch keine Nacht unter Deck verbracht hatten, stank es erbärmlich nach Schweiß, Urin und Erbrochenem. Einige Seekranke lagen benommen in ihren Kojen, darunter auch Robert, Eileens siebzehnjähriger Bruder. Obwohl kräftig und abgehärtet durch die harte Arbeit auf den Feldern, war ihm schon bei der Fahrt durch die ruhige See so schlecht geworden, dass er sich in einen der bereitstehenden Holzeimer erbrochen hatte.

»Das vergeht wieder«, tröstete Eileen ihn. »Ein Seemann hat mir verraten, dass es nur die ersten zwei, drei Tage so schlimm ist, dann gewöhnt man sich daran. Sobald wir wieder an Deck dürfen, kommst du mit. Hüll dich in eine warme Decke und atme die frische Seeluft ein, dann bist du bald wieder gesund.«

»Wir hätten gar nicht fahren sollen«, jammerte er. Er öffnete die Augen und suchte nach seinem Vater. »Warum ist der Onkel nicht gegangen? Der hat doch die ganze Zeit getönt, wie rosig die Zukunft in Amerika aussieht.«

William O'Leary gefiel es ebenso wenig auf dem Zwischendeck wie allen anderen. Beinahe angewidert blickte er auf die schmalen Stockbetten, die ihn auf fatale Weise ans Arbeitshaus erinnerten. Sie erhoben sich zu beiden Seiten eines langen Ganges und waren mit gebrauchten Strohsäcken gefüllt. Von den Querbalken hingen Laternen herab. Ein Ziegelofen verbreitete dürftige Wärme, daneben lag ein Holzstapel, der niemals für die ganze Reise reichen würde. Ein im Boden verankerter langer Holztisch zog sich durch den Raum.

»Du kennst das Erbrecht«, sagte William O'Leary zu seinem Sohn. »Nur einer kann die Farm bewirtschaften. Sollte ich vielleicht als Knecht auf dem Hof meines Bruders bleiben? Auf einem Hof, der ihm gar nicht gehört, solange jedes Jahr der Mittelsmann des Landlords kommt und die Pacht kassiert?«

»In Amerika wird alles anders«, beruhigte ihn Kathleen O'Leary. Sie wollte ihn berühren, zog ihre Hand aber wieder zu-

rück. »Dort hat die Regierung weniger zu sagen, und es wird keine Engländer geben, die uns Befehle geben und uns das letzte Geld aus der Tasche ziehen.« Sie schöpfte Wasser aus einem der bereitstehenden Fässer und ließ ihn aus der Kelle trinken. »Ruh dich aus, Robert, und sag mir, wenn du Hunger hast. Wir haben einige Vorräte dabei.«

Die Vorräte hatten sie dem Onkel zu verdanken, der froh gewesen war, sie endgültig aus dem Haus zu haben, und bereitwillig einen Leinensack mit Käse, Schinken und Wurst gefüllt hatte, weil er irgendwo gehört hatte, dass die Verpflegung auf einem Segelschiff weder reichlich noch schmackhaft war. Hauptsächlich bestand sie aus Haferbrei, Reis und Zwieback, wie die O'Learys während der nächsten Tage herausfanden. Dazu gab es dünnen Tee mit Zucker oder Molasse. Wenn man die Zwiebackstücke in den Tee tauchte und anschließend mit Käse oder Schinken belegte, schmeckten sie gar nicht so übel. Nur der Haferbrei erinnerte an die magere Kost im Arbeitshaus und war auch mit Melasse kaum zu ertragen. »Ein Ranken Brot mit irischer Butter wäre mir lieber«, sagte William O'Leary und tröstete sich mit einem kräftigen Schluck aus seiner Whiskeyflasche, die allerdings nach drei Tagen halbvoll aus ihrem Versteck kullerte und auf den Planken zerschellte. Der Alkohol roch immer noch besser als das Erbrochene und der Urin in den Eimern.

Der Erste Maat der *Carlotta* hatte ein Einsehen mit den Passagieren auf dem Zwischendeck und ließ sie so oft wie möglich an Deck. Außer William, der sich den Magen verdorben hatte und sich lieber in seiner Koje ausruhte, genossen alle anderen O'Learys die frische Luft. Sophie freundete sich mit einem jungen Mann an, der Schokoladenriegel und andere Süßigkeiten gegen heimliche Küsse tauschte und über ungeahnte Vorräte zu verfügen schien. Robert balgte sich mit ein paar Engländern und beschimpfte sie als »Landdiebe« und »Ausbeuter«. Eileen blieb bei ihrer Mutter, erappte sich aber dabei, wie sie nach dem jungen Mann mit der Schiebermütze Ausschau hielt und verlegen den Kopf senkte, als er plötzlich in ihrer Nähe auftauchte.

Er tippte an seine Mütze und lächelte ihnen freundlich zu. »Ma'am! Missy! Haben wir heute nicht einen wunderschönen Tag? Sehen Sie nur, wie sich die Segel blähen! Wir haben Rückenwind! Der Herrgott will, dass wir möglichst schnell nach Amerika kommen. Drei Wochen, sagt der Maat. Länger halte ich es, ehrlich gesagt, auch nicht in diesen schändlichen Quartieren aus. Ich hoffe doch, die Verpflegung bei den Familien ist besser.« Er sah Kathleen O'Learys fragenden Blick und stellte sich rasch vor. »Jonathan Delany aus dem County Cork. Meine Eltern sind während der Kartoffelfäule ums Leben gekommen, und ich habe die letzten Jahre allein auf der Farm verbracht. Unser Landlord wollte das Anwesen wieder für sich haben und jagte mich mit Pauken und Trompeten von davon. Natürlich musste ich ihm die gesamte Ernte und alle meine Ersparnisse überlassen.« Er grinste. »Bis auf die fünf Pfund, die ich im Schweinestall versteckt hatte. Dort suchen diese feinen Herren nie, nicht wahr?«

Eileen wäre am liebsten weitergegangen, doch ihrer Mutter schien der junge Mann sympathisch zu sein. Sie stellte sich selbst vor. »Und das ist meine Tochter Eileen. Sie haben recht, das Essen hier ist wirklich nicht besonders.«

»Selbst im Arbeitshaus war es besser.«

»Wollen Sie in Baltimore bleiben?«, fragte Kathleen.

»Ich bleibe dort, wo es Arbeit gibt«, antwortete Jonathan. Sein leicht spöttisches Lächeln wirkte immer so, als wollte er sich über sein Gegenüber lustig machen, hatte aber auch etwas Gewinnendes und Sympathisches. »Wir Iren sind harte Arbeiter, das wissen Sie ja selbst. Vielleicht stellt mich die Eisenbahn ein, mit dem Schwellenlegen kenne ich mich aus, oder ich kann beim Kanalbau helfen. Ich will so schnell wie möglich zu Geld kommen.« Er blickte Eileen an und lächelte, als sie errötete. »Darf ich höflichst fragen, was Sie und Ihre Familie vorhaben? Sie wollen doch sicher in der Großstadt bleiben?«

Kathleen hielt sich mit einer Hand an der Reling fest. »Nein, wir wollen weiter nach Westen, auf die großen Ebenen. Dort soll

es freies Land geben, sobald die Indianer besiegt sind, und wir wollen unter den ersten Siedlern sein. Wir wollen endlich frei und ungebunden leben, das wäre in einer Stadt wie New York oder Baltimore nicht möglich. Wir gehen nach Westen.«

»Nach Westen?« Er blickte Eileen enttäuscht an.

»Finden Sie die Idee nicht gut, junger Mann?«

Er errötete. »Natürlich ... Das ist sehr mutig von Ihnen, Madam. Ich wette, Sie haben keine Angst vor Indianern. Nein, Sie haben bestimmt keine Angst.«

Von einem der Niedergänge ertönte ein wütender Schrei.

Eileen drehte sich erschrocken um und beobachtete, wie zwei junge Männer mit erhobenen Fäusten aufeinander losgingen. Wild fluchend drosch jeder auf den anderen ein, die Gesichter von Aufregung oder Alkohol gerötet und anscheinend fest entschlossen, den anderen bewusstlos auf die Planken zu schicken. Man brauchte nur ihren Dialekt zu hören, um zu wissen, warum einer den anderen hasste. Der junge Mann mit dem dunklen Pullover und der Wollmütze fluchte wie ein Hafenarbeiter aus Liverpool. Der andere in dem langen Mantel sprach den gleichen Dialekt wie Eileen mit ihrer Freundin in Cork.

»Robert!«, erkannte ihn seine Mutter zuerst. »Lass den Unsinn und komm sofort hierher! Wir fahren nach Amerika, um diesen Streit hinter uns zu lassen, und nicht, um während der Überfahrt wieder damit anzufangen.«

Doch es war schon zu spät. Ihre Worte wurden von den Anfeuerungsrufen zahlreicher anderer Passagiere übertönt, die anscheinend nur auf eine Schlägerei gewartet hatten und die Kämpfenden nach Herzenslust anfeuerten. »Gib's dem verdammten Marienanbeter!«, riefen sie dem Engländer zu. »Soll er doch seine Heiligen um Hilfe rufen, wenn ihm der Arsch auf Grundeis geht!« Und die Iren, die deutlich in der Mehrzahl waren, tönnten: »Schlag ihm die Zähne ein, Buddy! Der verfluchte Heide hat es nicht anders verdient!«

Es fielen noch ganz andere Worte, die Eileen und ihrer Mutter das Blut ins Gesicht trieben. Sie konnten von Glück sagen, dass ihnen die Schaulustigen die Sicht versperrten und sie nicht sahen, mit welcher Entschlossenheit die beiden Kämpfer aufeinander eindroschen. Sie hörten nur die dumpfen Geräusche, wenn einer der beiden einen Treffer landete, und das begeisterte Gejohle der männlichen Zuschauer, die während der eintönigen

Seereise wohl dringend nach einem Ventil suchten. Die meisten Frauen hatten sich ängstlich verzogen oder waren von ihren Ehemännern unter Deck gedrängt worden.

Eileen fand es noch furchtbarer, den Kampf nur hören zu können, und zuckte bei jedem Faustschlag zusammen. Es war nicht zu erkennen, welcher der beiden jungen Männer die Oberhand gewann. Einmal jubelten die Engländer, dann wieder die Iren, und als sich der Zuschauerring für einen Augenblick lichtete, erkannte sie flüchtig, dass sich Robert und der Engländer inzwischen mit nackten Oberkörpern gegenüberstanden und beide aus mehreren Platzwunden bluteten. Robert hatte sich anscheinend an das schwankende Deck gewöhnt und war begierig darauf, seinem Gegner zu zeigen, dass er kein feiger Waschlappen und auch stark genug war, um es mit einem zwei Jahre älteren Mann aufzunehmen. Vergessen sein Gejammer, als er seekrank in seiner Koje lag, die Augen waren wieder voller Entschlossenheit und von dem Wunsch beseelt, als einer der Stärksten auf dem Schiff anerkannt zu werden. In Irland hatte er hart gearbeitet, aber er war kein Farmer, nie einer gewesen, und würde sich auch in Amerika nicht hinter einen Pflug stellen. Er würde in Baltimore bleiben, vielleicht sogar nach New York gehen und dort auf dem Bau oder im Hafen arbeiten. Die Prügeleien mit seinen Rivalen würden zu seinem Alltag gehören, und er konnte von Glück sagen, wenn er nicht auf die schiefe Bahn geriet und zum Verbrecher wurde.

Diese Gedanken gingen Eileen nicht zum ersten Mal durch den Kopf. Robert war nie einem Streit aus dem Weg gegangen und hatte sich auch in Irland oft mit Älteren angelegt und meist gewonnen. Für seine siebzehn Jahre war er schon so muskulös und stark, dass er meist älter geschätzt wurde. Doch der Engländer, mit dem er sich jetzt prügelte, war nicht nur älter, sondern auch einen Kopf größer als er, und seine Abneigung gegen alle Iren war so groß, dass er den Papst als »Hurenwirt« und katholische Priester als »Kanzelkasper« beschimpfte und sich mit jedem Fluch weiter in Rage redete. Seine Anhänger johlten immer lauter und bedrohten Robert mit wütend erhobenen Fäusten.

Jonathan sah, wie besorgt Eileen und ihre Mutter waren, und zögerte nicht länger. Er ging geradewegs auf die Menschenansammlung zu, bahnte sich einen Weg durch die johlende Menge und drängte sich zwischen die Kämpfenden. »Was soll dieser Kinderkram?«, rief er den verdutzten Streithähnen zu. »Wollt ihr wie zwei rüdische Köter aufeinander losgehen und euch in die Waden beißen? Oder wollt ihr einen ordentlichen Kampf nach den internationalen Regeln, bei dem gewettet und ordentlich Geld verdient werden kann?«

Der Engländer, der aus einer Platzwunde an der Stirn und aus der Nase blutete, wischte sich das Blut mit dem rechten Unterarm vom Gesicht und spuckte einen Zahn aus. »Hey, was soll der Scheiß? Bist du'n Freund von dem verdammten Iren? Noch zwei, drei Schläge, und er wär fertig gewesen!«

»Ich kenn den Typ genauso wenig wie du«, erwiderte Jonathan. Er schien nicht die geringste Angst vor dem Engländer zu haben. »Aber ich denke, so ein offizieller Kampf wäre eine tolle Abwechslung, und Geld verdienen könnte man damit auch. Keine Angst, ich bin neutral. Ob du's glaubst oder nicht, ich wurde auf einem Fischerboot geboren, und meine Eltern wussten bis zu ihrem Tod nicht, ob es noch in Irland oder schon in England war. Und ob einer katholisch oder protestantisch ist, geht mir ziemlich am Arsch vorbei.« Eileen und ihrer Mutter hatte er etwas anderes erzählt. »Also, was meint ihr? Ich sammle die Wettinsätze ein, und heute Abend um acht Uhr legen wir los. Dem Maat ist es doch egal, was wir hier veranstalten, solange wir ihm nicht in die Quere kommen.« Er zog Robert vom Boden hoch und schob ihn Eileen und ihrer Mutter entgegen. »Also, wer setzt auf den Engländer?«

Während Jonathan die ersten Einsätze kassierte und die Namen der Wetter auf einem Zettel notierte, beeilten sich Eileen und ihre Mutter, Robert über den steilen Niedergang ins Zwischendeck zu führen. Auch er blutete aus mehreren Wunden und stöhnte vor Schmerzen, als sie ihm in seine Kojen halfen, und er mit der Brust gegen einen Pfosten stieß. Eileen kramte rasch das Verbandszeug

aus ihrer Umhängetasche, befeuchtete etwas Mull und begann seine Wunden zu säubern. »Halb so schlimm, Robert«, tröstete sie ihn.

Ihr Vater hatte geschlafen und öffnete die Augen, als er seinen Sohn stöhnen hörte. »Robert! Was ist passiert? Hast du dich geprügelt?« Er setzte sich auf und rieb sich die Augen. »Du hast dich doch nicht mit den Engländern eingelassen?« Er blinzelte. »Hast du wenigstens gewonnen?«

»Er ist auf einen dieser Burschen losgegangen«, klagte Kathleen, »wie ein Berserker hat er auf ihn eingeschlagen! Wenn Jonathan nicht gewesen wäre ...« Sie sah, wie ihr Mann eine Augenbraue hochzog. »Ein junger Mann, der gerade noch rechtzeitig eingegriffen hat. Obwohl er uns erzählt hatte, dass er die Engländer auch nicht mochte, ist es ihm gelungen, den Kampf zu beenden. Ich weiß nicht, was sonst passiert wäre. Der Schläger war einen Kopf größer als Robert, und ich glaube nicht, dass er lange gegen ihn durchgehalten hätte.«

William sah seinen Sohn an. »Du hast aufgegeben? Hast dich wie ein geprügelter Hund verzogen? Seit wann hast du Angst vor einem Engländer?«

»Ich hab keine Angst.« Mittlerweile sah Robert schon wieder manierlich aus. »Und ich hab diesen Jonathan auch nicht gebeten, sich für mich einzusetzen. Ich wär schon allein mit dem Kerl fertiggeworden.«

»Und warum hast du dann nicht weitergemacht?«

»Weil es heute Abend einen offiziellen Kampf nach den internationalen Regeln gibt. Um sechs Uhr auf dem Oberdeck. Ich gegen den Engländer. Jonathan nimmt bereits Wetten an. Die Leute wollen ihren Spaß haben und waren sofort Feuer und Flamme, als er auf die Idee mit den Wetten kam.« Er stützte sich auf einen Ellbogen und presste die Lippen gegen den Schmerz zusammen. »Ich mach den Engländer fertig, Daddy! Du weißt, dass ich ein guter Kämpfer bin. Ich schick ihn auf die Bretter.« Er konnte schon wieder grinsen. »Meinetwegen setzt eure ganzen Ersparnisse auf mich. Ich hole sie doppelt und dreifach wieder rein. Bis heute Abend bin ich wieder voll da.«

»Das werden wir nicht tun«, widersprach seine Mutter. »Dieser Engländer ist kein Bauernlummel von nebenan. Der ist zwei, drei Jahre älter als du und kann dir richtig gefährlich werden. Gegen einen fairen Boxkampf habe ich nichts einzuwenden, den muss es zwischen Männern geben, aber was heute Abend stattfinden soll, hat mit Fairness wenig zu tun. Und so wie ich deinen Gegner beobachtet habe, wird er wenig Rücksicht auf dich nehmen. Wirf das Handtuch, wenn du merkst, dass du gegen ihn nicht ankommst. Hörst du? Gib auf, bevor er dich ernsthaft verletzt. Wenn du gegen einen älteren Hünen wie ihn aufgibst, hast du dir nichts vorzuwerfen. Versprichst du mir das?«

William O'Leary ließ seinen Sohn nicht zu Wort kommen. »Er soll vor dem Engländer davonlaufen? Wie ein Duckmäuser den Schwanz einziehen? Kommt gar nicht infrage. Er wird diesen Kampf gewinnen. Ein Ire läuft vor keinem Gegner davon, auch dann nicht, wenn der größer und älter ist.« Er beugte sich über den Gang hinweg und packte seinen Sohn am Oberarm. »Du wirst diesem verdammten Engländer zeigen, was es heißt, gegen einen Iren aus dem County Cork anzutreten. Du wirst bis zum bitteren Ende kämpfen.«

Eileen verstand ihre Mutter. Sie hatte gesehen, mit welcher Vehemenz der Engländer vorgegangen war und wie gering Roberts Chancen waren, diesen Kampf zu gewinnen. Aber in ihr schlug auch das Herz einer wahren Irin, die sich niemals mit einer Niederlage zufriedengeben und sich bis zum letzten Atemzug gegen einen Gegner verteidigen würde. »Ich bin keine willenlose Waldfee, die sich damit abfindet, für dich zu kochen, deine schmutzige Wäsche zu waschen und deine Kinder großzuziehen«, hatte sie einem Verehrer heimgeleuchtet, der bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten wollte. »Ich habe meinen eigenen Willen. Wenn es stürmt, laufe ich mit wehenden Haaren über die Hügel und treibe das Vieh in den Stall. Wenn die verfluchten Engländer mehr Steuern wollen, spucke ich ihnen vor die Füße. Wenn ein Mann glaubt, mich in der Küche einschließen zu können, trete ich die Tür ein und verschwinde auf Nimmerwiedersehen. Ich

komme aus dem County Cork, und du bist gewiss nicht der Mann, der mich aus diesem Land vertreiben könnte.«

Jonathan Delaney war so ein Mann. Zumindest hatte sie ihn vergangene Nacht in ihrem Traum so gesehen. Ein ansehnlicher Bursche, selbst in seinen abgetragenen Kleidern, mit diesem spöttischen Funkeln in den Augen, wenn er sie ansah. Selbstsicher und unerschrocken, als er den Engländern entgegengetreten war und sich für einen fairen Kampf eingesetzt hatte. Ein Mann, zu dem man aufsehen konnte, und in ihrem Traum ein begeisterter Liebhaber, der sie zu ungeahnten Höhen getrieben hatte. Natürlich hatte sie niemandem davon erzählt, auch Sophie nicht, mit der sie manches Geheimnis teilte.

Eileen wusste nicht, ob sie es darauf anlegte, Jonathan zu treffen, als sie am späten Nachmittag allein an Deck erschien und sich den frischen Wind ins Gesicht blasen ließ. Am Himmel waren dunkle Wolken aufgezogen, und die Matrosen hatten einige Segel gerefft, um das Schiff gegen den böigen Wind zu schützen. Sie hatte nahe genug am Meer gewohnt, um zu wissen, dass man an Bord eines Schiffes oder Fischerbootes rechtzeitig Vorkehrungen gegen schlechtes Wetter treffen musste, wenn man keine böse Überraschung erleben wollte. Und als Farmerstochter war sie erfahren genug, um die Vorboten eines Sturms zu erkennen. Noch deutete nichts auf eine unmittelbare Gefahr hin, aber die *Carlotta* lag jetzt unruhiger im Wasser, und sie fühlte auf einmal selbst, wie ihr flau im Magen wurde. Sie war froh, der schlechten Luft unter Deck entkommen zu sein und die frische Meeresluft atmen zu können.

»*How ye*«, erklang die vertraute Stimme von Jonathan neben ihr. Er war unbemerkt an die Reling getreten, als hätte er nur auf sie gewartet. Anscheinend freute er sich, sie wiederzusehen. »Sieht ganz so aus, als würden wir in stürmische See geraten. Ich hab mir sagen lassen, das ist häufig in diesen Breiten der Fall. Wenn wir Pech haben, wirft uns das um Tage zurück.« Er kramte in seiner Manteltasche und zog ein Stück Schokolade hervor. »Hier, das habe ich für Sie aufgehoben. Soll gut gegen Seekrankheit sein.«

Sie griff nach den in Zeitungspapier eingewickelten Riegeln und lächelte dankbar. »Was dagegen, wenn ich sie mit meinen Leuten teile? Wir hatten schon lange keine Schokolade mehr. Ich glaube, die letzten Süßigkeiten hab ich vor der Kartoffelfäule vor zehn Jahren bekommen. Woher haben Sie die?«

»Ich hab meine Beziehungen«, erwiderte er lächelnd.

»Sie haben doch nicht ...«

»Natürlich nicht«, beruhigte er sie. »Ich kann nicht behaupten, immer mit ungezinkten Karten zu spielen, aber ich würde niemals Schokolade stehlen. Ich hab Sie ehrlich erworben, Missy, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

Eileen steckte die Schokolade ein und lächelte verlegen. Sie fühlte sich unbehaglich in der Gegenwart von Jonathan, auch weil sie ihn bei ihrer ersten Begegnung so hart angegangen hatte. »Tut mir leid, dass ich Sie einen Blender genannt habe, Jonathan. Ich glaube zwar immer noch nicht, dass ich die Liebe Ihres Lebens bin, aber Sie haben mir zumindest ein tolles Geschenk gemacht.« Sie blickte in den nebligen Dunst hinaus. »Und Sie haben dafür gesorgt, dass dieser Engländer meinen Bruder nicht halbtot geschlagen hat. Dafür möchte ich Ihnen danken.« Sie war nahe daran, sich auf die Zehenspitzen zu stellen und ihm einen Kuss auf die Wange zu hauchen, ließ es aber sein.

»Robert ist ein guter Kämpfer«, sagte er. »Er ist kräftig und kann einiges einstecken. Aber das bedeutet nichts. Ich bin sicher, er hatte es bisher nur mit Farmersjungen zu tun. Johnny Duncan, so heißt der Engländer, ist ein anderes Kaliber. Er ist älter, größer, stärker und vor allem gemeiner als Ihr Bruder und kennt alle Tricks. Ich hab ihm heute Morgen zugesehen und wusste schon nach wenigen Schlägen, dass er ihm überlegen ist. Es stimmt, ich bin auch auf einer Farm aufgewachsen, aber ich hab einige Jahre im Hafen gearbeitet und weiß, was es für Typen gibt. Duncan ist ein Verbrecher.«

»Und in einem Kampf nach internationalen Regeln«, sie betonte die letzten Worte, »hat mein Bruder größere Chancen? Warum haben Sie den Kampf vorgeschlagen? Warum haben Sie

Duncan nicht gesagt, er soll sich zum Teufel scheren? Mein Bruder hat einiges abbekommen heute früh. Ich habe Angst um ihn.«

»Robert wird gewinnen«, erwiderte Jonathan zu ihrem Erstauen. »Ich beobachte diesen Duncan schon seit ein paar Tagen. Unter Deck hat er schon einige Männer zusammengeschlagen und dabei immer dieselben Tricks angewandt. Er ist ein grober Klotz. Brandgefährlich, weil er so stark und rücksichtslos ist und wahrscheinlich auch nicht vor einem Mord zurückschreckt, aber auch dumm und zurückgeblieben, weil er glaubt, jeden anderen mit roher Gewalt besiegen zu können. Sagen Sie Ihrem Bruder, er soll nachher an Deck kommen. Ich werde ihm zeigen, wie man gegen Johnny Duncan gewinnt.«

Eileen blieb eine Weile schweigend neben Jonathan stehen und blickte aufs Meer hinaus. Im Dämmerlicht hatte es sich grau verfärbt. Die *Carlotta* bewegte sich schwankend durch die Dünung, trieb mit der Strömung nach oben, um im nächsten Augenblick in eines der tiefen Täler zu rauschen. Bleifarbene Wellen klatschten gegen die Bordwand des Schiffes, über ihnen knarnten die Segel. Der Wind hatte gedreht und kam jetzt aus Nordwesten.

Sie wandte verstohlen den Kopf und beobachtete, wie Jonathan sehnsuchtsvoll nach vorn blickte, als könnte er es gar nicht erwarten, endlich wieder Land zu sehen. Sie brauchte ihn nicht zu fragen, warum er Irland verlassen hatte. Darauf antworteten alle ihre Landsleute das Gleiche. Aus Angst vor Hunger und Armut, vor der Willkür der Engländer – weil es nichts mehr gab, was sie in der alten Heimat hielt.

»Amerika soll das gelobte Land sein«, sagte er. »Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was in den Zeitungen und Broschüren steht, kann es uns dort nur besser gehen. Leider haben mir meine Eltern kein Geld hinterlassen. Ich hatte gerade immer so viel, dass ich nicht verhungerte, sonst wäre ich schon viel früher gefahren. Aber damit ist jetzt Schluss. In Amerika werde ich endlich wieder arbeiten können und genug Geld haben, nicht nur für Schokolade.«

»Hat der Landlord Ihr Ticket bezahlt?«, fragte sie neugierig.

»Der Geizhals?« Er lachte. »Der hätte mir am liebsten gar nichts mehr zum Leben gelassen. Ich hab jahrelang seine Beleidigungen geschluckt, auch um in der Nähe meiner Eltern bleiben zu können. Ihr Grab liegt auf dem Friedhof von Kilbrittain. Aber dann platzte mir doch der Kragen, und ich verpasste ihm die Abreibung, die er verdiente, bevor ich mich aus dem Staub gemacht hab.«

»Sie haben ihn doch nicht ...«

»Nein, ich habe ihn nicht getötet, obwohl ich die Schaufel schon in den Händen hielt und ihm am liebsten den Schädel eingeschlagen hätte. Aber er hetzte natürlich die Polizei auf mich, und ich konnte von Glück sagen, dass mich die Constables nicht erwischt haben.« Er hielt inne und blickte in den Nieselregen, der mit dem Wind über das Deck wehte. »Warum erzähle ich Ihnen das eigentlich alles, Missy? Wenn ich so weitermache, werden Sie mir doch niemals glauben, dass ich eines Tages wie ein Ritter auf einem weißen Pferd bei Ihnen auftauche und um Ihre Hand bitte. Oder etwa doch?«

Sie konnte nicht umhin, zu lächeln. »Wir werden sehen, weißer Ritter. Im Augenblick habe ich ganz andere Sorgen. Ich hole meinen Bruder, okay?«

»*Right Ye Be*«, stimmte er ihr mit einer alten Redewendung zu.

Robert glaubte, auch ohne die guten Ratschläge von Jonathan auskommen zu können, und war sogar ein bisschen eingeschnappt, als Eileen ihm von dem Vorschlag des jungen Mannes berichtete. Erst als sie ihm erklärte, dass Jonathan den Engländer beobachtet hatte und jeden seiner gemeinen Tricks kannte, kletterte er aus seiner Koje. Er wusch sich das Gesicht mit einigermaßen frischem Wasser aus dem Vorratsfass und reckte und streckte sich etliche Male, um sicherzugehen, dass ihm nichts fehlte. »Dieser Duncan hat mich reingelegt«, schimpfte er, »sonst hätte er mich doch nie erwischt. Heute Abend werde ich ihm zeigen, was es heißt, sich mit einem O'Leary anzulegen.«

Eileen wusste, dass ihm niemand den Kampf ausreden konnte. Kein Ire schreckte vor einem Kampf gegen einen Engländer zurück, dazu bestand die Feindschaft zwischen den beiden Völkern schon zu lange. Er wäre mit Schimpf und Schande davongejagt worden und hätte sehr weit laufen müssen, um wieder einen Job und einen Platz in der Gesellschaft zu ergattern. Umso größer wäre Roberts Ansehen, wenn er Duncan tatsächlich besiegte. »Hör auf Jonathan«, empfahl sie ihrem Bruder. »Er sagt dir, wo Duncan verwundbar ist.«

Kathleen O'Leary drückte ihren Sohn flüchtig an sich, bevor er den Niedergang hinaufstieg, und sagte gar nichts. Sophie sprach mit einem jungen Mann einer anderen Familie und bekam gar nicht mit, was Robert vorhatte. William O'Leary klopfte seinem Sohn aufmunternd auf den Rücken und verfluchte alle Engländer, »verdammte Protestanten allesamt«, die sich gegen die »heilige katholische Kirche« wandten und es mehr als verdient hätten, den Rest ihres Lebens in der Hölle zu schmoren. »Du wirst diesen Angeber in die Schranken weisen«, rief er so laut, dass es die Leute in den Nachbarkojen hörten. »Wir haben

unsere Heimat verlassen, um der Unterdrückung durch diese verräterischen Heiden zu entgehen, und lassen uns nicht länger an der Nase herumführen. Bring dich in Form und hau dem Mistkerl die Hucke voll!«

Eigentlich wollte William O'Leary aufstehen und Robert und Jonathan beim Training zusehen, doch er fühlte sich nicht gut, hatte anscheinend mit dem stärkeren Seegang zu kämpfen und sich schon einige Male übergeben. Erschöpft sank er in seine Koje zurück. Er fluchte unterdrückt und scheute nicht vor derben Schimpfwörtern zurück, als Kathleen ihm versprach, heiße Brühe aufzusetzen. »Bemuttere mich nicht wie ein herrenloses Kalb«, brummte er. »Ich hab mir den Magen verdorben, das ist alles. Ist ja kein Wunder bei dem Fraß, den uns der Maat jeden Morgen bringen lässt.«

»Ich weiß, dass du lieber ein kühles Guinness hättest«, erwiderte Kathleen, »aber gegen die Schaukelei hilft heiße Brühe besser, glaub mir. Robert kommt schon allein zurecht. Ich habe mit Jonathan gesprochen. Er ist ein kluger Bursche und kann Robert sicher helfen. Du würdest da nur stören.«

»Ich würde stören? Ich bin sein Vater!«, begehrte er auf. »Und wie du weißt, hab ich selbst schon einige Kämpfe hinter mir. Erinnerst du dich noch an den Burschen, der uns das verfaulte Saatgut andrehen wollte? Den hab ich windelweich geschlagen, und ich wette, er wagt sich heute noch nicht in unsere Gegend zurück. Oder der Händler auf dem Markt in Bandon, der es gewagt hat, dir schöne Augen zu machen. Der hat bis heute blaue Flecken! Ich könnte sicher selbst diesem Jonathan noch einiges beibringen.« Er hatte sich etwas zu sehr verausgabt und schnaufte wütend. »Oder sehe ich wie eine Memme aus?«

Eileen hatte immer bewundert, wie ihre Mutter es verstand, das aufbrausende Temperament ihres Mannes in die richtigen Bahnen zu lenken. »Natürlich nicht«, erwiderte ihre Mutter. »Du bist ein Ire von echtem Schrot und Korn, sonst hätte ich dich niemals geheiratet.« Sie drückte ihn sanft auf seine Koje zurück. »Und weil dein Sohn ein noch besserer Ire als du werden

soll, hältst du dich jetzt zurück und lässt ihn seine Kämpfe allein ausfechten.«

Dagegen wusste er nichts zu sagen, und als sie ihm die heiße Brühe brachte, griff er nach der Blechschüssel und löffelte ohne Widerrede. Eine Seltenheit bei William O'Leary, die auch Eileen verwunderte. Normalerweise versuchte ihr Vater stets, das letzte Wort zu haben und auf keinen Fall den Eindruck zu erwecken, er könnte unter der Fuchtel seiner Frau stehen. Anscheinend machte ihm der Seegang mehr zu schaffen, als er zugeben wollte. Und tatsächlich musste er sich wenig später, als die *Carlotta* in ein tiefes Wellental sackte, erneut übergeben und hatte nicht einmal mehr genug Kraft zum Fluchen.

Eileen erkannte, wie peinlich ihm sein Schwächeanfall war, und entfernte sich von ihrem Lager. Erst beim Laufen merkte sie, wie unruhig der Seegang tatsächlich war. Sie musste breitbeinig laufen und sich ständig festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ein Glück, dass sie anscheinend immun gegen die Seekrankheit war. Wenn ihr übel wurde, dann von dem unerträglichen Gestank, der sich vor allem bei geschlossener Luke auf dem Zwischendeck ausbreitete. Einige der vollen Eimer waren umgekippt, und das Wasser war zu kostbar, um es zum Schrubben des Bodens zu verwenden. Ein paar Sägespäne erfüllten denselben Zweck, behauptete der Erste Maat kühn, wenn man damit auch kaum gegen den beißenden Gestank ankam. Einem Passagier wurde so übel, dass er seinen letzten Whiskey opferte und sogar selbst Hand anlegte, bis der Boden vor den Kojen seiner Leute wieder einigermaßen sauber war.

Nur weil im hinteren Teil des Decks etliche Babys zu schreien begannen und Eileen neugierig den Kopf hob, sah sie, wie Sophie mit einem älteren Mann vor einer Koje stand, ihn umarmte und auf den Mund küsste. Dann gab er ihr eine Papiertüte und ergaunerte einen weiteren Kuss, bevor sie sich von ihm löste und ihn stehen ließ. Sie blickte sich nicht einmal nach dem Mann um und hatte dieses triumphierende Grinsen im Gesicht, das Eileen immer dann bei ihr sah, wenn sie einen Mann mit ihren

Reizen verwirrt hatte. Sophie wusste genau um ihre Wirkung auf Männer. Schon vor drei Jahren, wenige Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstag, hatte Eileen sie mit einem älteren Mann in Bandon erwischt. »Ein Gentleman«, war ihre Entschuldigung gewesen, als Eileen sie zur Rede gestellt hatte. »Er hat mich zum Essen eingeladen, und wir haben uns unterhalten, weiter war nichts.« Außer den Münzen, die sie angeblich für ihre selbst gemachte Marmelade auf dem Markt bekommen hatte. Aber wo verdiente man mit Marmelade mehr als einen Wochenlohn?

Sophie lächelte unschuldig. Selbst in ihrem schmutzigen Kleid und mit den zerzausten Haaren sah sie wie ein Engel aus, das musste ihr der Neid lassen. »Die Babys machen Ärger«, sagte sie. »Ihre Mütter haben kaum noch Milch.«

Eileen ging nicht darauf ein. »Ich hab dich gesehen.«

»Mit dem alten Mann? Das war doch nichts.«

»Und warum küsst du ihn dann wie einen Liebhaber?« Eileen verstand ihre Schwester nicht. »Hast du denn gar kein Schamgefühl? Ich bin weiß Gott nicht prüde, aber das geht entschieden zu weit. Sag bloß, er ist verheiratet!«

»Und wenn schon?« Sophie öffnete die Papiertüte und zeigte ihr zwei nicht mehr ganz frische Orangen. »Meinst du, die hätte er mir ohne einen Kuss gegeben? Ich hab es für Daddy getan. Es geht ihm nicht gut, das sieht man doch. Viele Leute sagen, ohne Obst und Gemüse bekäme man das Schwarze Fieber. Besonders ältere Menschen könnten sich dagegen nicht wehren.«

»Daddy ist nicht alt.«

»Er ist zweiundvierzig.«

Eileen musste zugeben, dass ihm die Orangen tatsächlich sehr guttun würden, und verzog keine Miene, als Sophie den Eltern erzählte, sie hätte das Obst mit einem ihrer Spargroschen gekauft. Ihr Vater schöpfte nicht den geringsten Verdacht. Ihre Mutter zog die Augenbrauen zusammen und ahnte wahrscheinlich, dass Sophie wieder einmal ihre Reize eingesetzt hatte, sagte aber nichts. Die Wahrheit hätte den Vater wahrscheinlich so aufgeregt, dass er trotz seiner Übelkeit aus der Koje geklettert wäre

und dem Mann, von dem die Orangen kamen, die Nase blutig geschlagen hätte. Wenn es um seine Kinder ging, kannte William O'Leary kein Pardon, auch wenn er manchmal sehr streng war und schon mal zum Gürtel griff, wenn Robert nicht parierte.

Natürlich wusste Kathleen O'Leary von den Eskapaden ihrer jüngsten Tochter. Man brauchte Sophie nur anzusehen, wenn Männer in der Nähe waren. Wie sie verstohlen lächelte, sich anmutig bewegte, wie sie selbst in einfachen Kleidern wie eine Prinzessin aussah und jedem Mann das Gefühl gab, nur für ihn auf der Welt zu sein. Und wie sie jeden Vorteil, der sich daraus ergab, dankend annahm. Kleine Geschenke, einen großzügigen Rabatt, wenn sie bei einem Handel dabei war, eine besonders große Portion, wenn sie nach einem erfolgreichen Markttag im Gasthaus von Bandon eingekehrt waren. »Eines Tages wird dir deine Flirtereier das Genick brechen«, hatte ihre Mutter zu ihr gesagt. »Und lass das bloß nicht deinen Vater merken, sonst schickt er dich noch am selben Tag ins Arbeitshaus zurück.« Obwohl Sophie sich auch dort bei den Aufsehern Vorteile verschafft hatte.

Der Seegang war noch stärker geworden, als Robert von seinem Training mit Jonathan zurückkehrte. Er rieb sich seinen schweißnassen Körper mit einem Tuch trocken und schien die blutigen Schrammen vom Morgen gar nicht mehr zu spüren. »Ich stutze diesen Engländer auf Normalgröße zurecht, Daddy!«, rief er großspurig. »Jonathan hat mir ein paar Tricks beigebracht, die ich noch nicht kannte, und er wusste genau, wo der Mistkerl verwundbar ist. Du solltest deine Ersparnisse auf mich setzen, dann hätten wir genug Geld, um die ersten Wochen in Amerika einigermaßen über die Runden zu kommen.«

»Wir wetten nicht«, mischte sich ihre Mutter ein. »Auch wenn wir wissen, wie stark du bist, kann man nie wissen, was während eines solchen Kampfes passiert oder mit welchen Tricks die Engländer arbeiten.« Sie legte ihm einen Arm um die Schultern. »Wir kommen auch so zurecht, Robert. Wer die Kartoffelfäule überstanden hat, braucht keine Angst vor der Zukunft zu haben.«

»Und du wirst gewinnen«, war Sophie sicher.

»Wir alle wissen, dass du gewinnen wirst«, betonte Eileen.

Doch als die achte Stunde nahte und die meisten Männer bereits an Deck kletterten, um den Kampf auf keinen Fall zu verpassen, war Eileen unschlüssig, und auch ihre Mutter und ihre Schwester zeigten sorgenvolle Mienen, wenn sie sicher sein konnten, dass Robert sie nicht sah. Vielleicht lag es auch an ihrem Vater, der am späten Nachmittag plötzlich Fieber bekommen hatte und vor Erschöpfung eingeschlafen war. Er wäre nicht der erste Passagier auf dem Zwischendeck, der sich mit einer gefährlichen Krankheit angesteckt hatte. Vor zwei Tagen war eine Frau gestorben, und einige Mütter machten sich Sorgen um ihre Babys, die besonders unter dem schlechten Essen litten. Nicht alle Familien hatten es sich leisten können, eigene Vorräte mitzunehmen.

»Wir bleiben bei eurem Vater«, entschied Kathleen O’Leary mit einer Stimme, die keine Widerrede duldete. »Wie ihr seht, geht es ihm nicht gut.« Sie blickte ihren Sohn an. »Robert, du musst leider ohne uns auskommen.«

Robert lachte. »So ein Kampf ist sowieso nichts für Frauen.«

Nachdem Robert auf das Oberdeck geklettert war, setzte sich Eileen zu ihrer Schwester in die Koje und faltete die Hände. Mit einem stillen Gebet setzte sie sich für ihren Vater, der mit schweißnasser Stirn in seinen Decken lag, und für ihren Bruder ein. Normalerweise litten vor allem Frauen und Kinder auf einer so beschwerlichen Reise, aber in ihrer Familie hatte es der Herrgott auf die Männer abgesehen. Er schickte ihrem Vater ein gefährliches Fieber und ihrem Bruder einen Kampf, der ihm zumindest einige Platzwunden und Prellungen einbringen würde. Ihre Mutter ließ sich davon nicht beeindrucken, sie saß neben ihrem Mann, hielt seine Hände und lächelte so zuversichtlich, als hätte er sich nur etwas verkühlt. Nur wenn Eileen ihr direkt in die Augen blickte, erkannte sie die Angst darin.

Als ahnte der Wind, dass auf dem Oberdeck ein wichtiger Kampf begann, hielt er plötzlich inne und ließ die *Carlotta* in ru-

higeres Wasser gleiten. Noch immer drang kalter Nieselregen durch die Luke auf das Zwischendeck, immer noch angenehmer, als wenn die Luke geschlossen gewesen wäre, aber das Schiff lag plötzlich ruhiger und das Knarren der Segel war kaum noch zu hören.

In diese Stille fielen das Startsignal von Jonathan und das unangenehme Geräusch, als die Faust eines Kämpfers in das Gesicht des anderen prallte und ein wütender Schrei über das Deck hallte. Übertönt wurde er vom lauten Johlen und den wilden Anfeuerungsrufen der Zuschauer, die den ganzen Tag auf diesen Kampf gewartet hatten und nun keine Zurückhaltung mehr kannten. Die Schritte der Kämpfer polterten über den O'Learys über die Planken, ließen Kathleen besorgt nach oben blicken und Sophie sich an einen Pfosten klammern, als hätte sie Angst, selbst von einem Fausthieb erwischt zu werden.

Eileen hielt es nicht länger aus. Ohne sich mit ihrer Mutter zu verständigen, rannte sie zum Niedergang und kletterte an Deck. Sie musste den Kampf mit eigenen Augen sehen, auch wenn ihr das brutale Vorgehen der Kämpfenden und das Blut Übelkeit bereiteten. Sie lief zur Reling und lehnte sich mit dem Rücken dagegen, hielt sich mit beiden Händen fest und starrte wie gebannt auf den Engländer und ihren Bruder, die in diesem Augenblick den Ring der Zuschauer durchbrachen, nach vorne stolperten, auf dem nassen Boden ausrutschten und der Länge nach auf die Bretter fielen.

Robert war als Erster wieder auf den Beinen. Wie der Engländer kämpfte er mit freiem Oberkörper, die Schultern leicht nach vorn gebeugt, beide Fäuste erhoben wie ein Boxer, der sein Gesicht schützte. Er war ständig in Bewegung, tänzelte auf der Stelle und machte es dem Engländer schwer, ihn zu fassen. Den Trick musste ihm Jonathan am Nachmittag beigebracht haben, denn er kämpfte sonst eher wie Johnny Duncan, wild entschlossen und mit offenem Visier, so wie es auch die Zuschauer am liebsten sahen. Doch als der Engländer auf ihn zustürmte und wütend mit einer Faust ausholte, trat Robert leichtfüßig zur Seite

und ließ den Engländer in eine harte Gerade laufen. Duncan rannte wie gegen eine Wand, schüttelte benommen den Kopf und setzte sich erst wieder in Bewegung, als ihn seine Anhänger wütend anfeuerten. Manch einer hatte seine ganzen Ersparnisse auf den Engländer gesetzt.

Eileen verzog ihr Gesicht, als ihr Bruder einen Treffer einstecken musste und nach hinten taumelte, und stieß einen ängstlichen Schrei aus, als er auf dem glitschigen Boden ausrutschte und sofort von einem Tritt des Engländers getroffen wurde. »Nicht mit den Füßen!«, warnte Jonathan. »Das ist gegen die Regeln!« Er konnte jedoch nicht verhindern, dass Robert noch einmal ausrutschte, als er sich stöhnend aufrappelte, und ungedeckt einen weiteren harten Schlag von Duncan einstecken musste. Aus seiner Nase spritzte Blut.

Eileen stieß einen ängstlichen Schrei aus und wich unwillkürlich weiter vor den Kämpfenden zurück. Jonathan blickte in ihre Richtung, rief etwas, was sie nicht verstand, und kümmerte sich wieder um die beiden Männer, die inzwischen beide bluteten, aber fest entschlossen schienen, so lange zu kämpfen, bis einer von ihnen bewusstlos auf den Planken lag. Eileen bekam es plötzlich mit der Angst zu tun und wandte sich ab, weil sie nicht sehen wollte, wie Blut aus einer Wunde spritzte, und erschrak vor den schwarzen Wolken, die sich am Horizont zusammenballten. Ähnlich dunkle Wolken hatte sie vor zwei Jahren in Myrtle Grove gesehen, der kleinen Stadt, in der Sir Walter Raleigh die ersten Kartoffeln des Landes gepflanzt hatte. Der Fischer, der sie in seinem Boot mitgenommen hatte, schaffte es gerade noch in den Hafen, bevor der Sturm losbrach und faustgroße Hagelkörner vom Himmel prasselten.

Einige der Männer an Deck, vor allem aber Jonathan, hatten wohl ähnliche Gedanken, und selbst Robert und Duncan ließen voneinander ab und starrten wie gebannt auf die dunkle Wolkenwand, die sich viel zu rasch näherte. Die meisten Männer hatten nahe genug am Meer gelebt, um zu wissen, wie plötzlich sich das Wetter auf offener See ändern und wie gefährlich es

einem Segelschiff und seiner Besatzung werden konnte. »Ein Sturm!«, rief Jonathan den Männern zu. Er war der geborene Anführer, benahm sich mit einer Selbstsicherheit, die jeden gehorchen ließ. »Unter Deck, bevor wir alle im Meer landen! Hört doch, wie die Segel knattern, es geht schon los! Beeilt euch! Der Kampf endet unentschieden. Ihr bekommt alle euer Geld zurück.«

Eileen löste sich aus ihrer Erstarrung und rannte zum Niedergang. Der Wind heulte bereits wütend und zerrte an ihrem Mantel und ihrem Schal. Sie drehte sich noch einmal um und sah den Ersten Maat an Deck stürmen. »Alle Passagiere unter Deck! Macht schon!«, rief er. Sie gehorchte und stieg nach unten, gefolgt von den Männern, die ebenfalls an Deck gewesen waren, hörte die Trillerpfeife des Ersten Maats und seine durchdringende Stimme: »Alle Mann in die Wanten! Refft die Segel, bevor uns die Leinwand davonfliegt!«

Sie sah nicht mehr, wie die Seeleute in die Wanten kletterten, denn sie hatte alle Hände voll zu tun, ihr Gleichgewicht zu bewahren und nicht den Halt zu verlieren. Über ihr schloss sich die Luke. In dem Halbdunkel, das nur vom Flackern der Laternen durchbrochen wurde, tastete sie sich über das Zwischendeck. Der Sturm hatte die *Carlotta* bereits fest im Griff, drückte sie weit nach unten, und man hörte sogar in dem Heulen und Toben des Windes, wie die Wellen gegen die Schiffswand schlugen. Die Befehle des Ersten Maates drangen wie aus weiter Ferne zu ihr: »Alle Segel! Seht ihr denn nicht, womit wir es hier zu tun haben? Beeilt euch, Männer!«

»Löscht die Laternen!«, hörte sie einen Mann rufen. »Sonst bricht noch ein Feuer aus. Nun macht schon, oder wollt ihr alle verbrennen?« Er löschte die Laterne, die direkt neben ihm hing, und fauchte einen jungen Mann auf der anderen Seite an, der vor lauter Angst zu keiner Bewegung fähig war. »Ihr sollt die Laternen löschen, Leute! Und haltet euch gut fest! Ich bin selber zur See gefahren und kenn mich aus. Das wird gleich verdammt ungemütlich.«

Eileen hangelte sich von einer Koje zur nächsten. Einmal verlor sie das Gleichgewicht und fiel auf einen älteren Mann, der vor Schreck wild um sich schlug. Drei Schritte weiter rutschte sie auf Erbrochenem aus und konnte sich gerade noch an einer Koje festhalten. Inzwischen waren alle Laternen erloschen, und es war so finster, dass man kaum die eigene Hand vor Augen sah.

»Mammy! Daddy! Sophie!«, rief sie und sah plötzlich Robert neben sich auftauchen, immer noch mit nacktem Oberkörper und mit blutigen Schrammen übersät. Er packte sie an der Hand und zog sie an den Kojen entlang, drückte sie auf ihr Nachtlager und kletterte selbst in seine Koje. »Alles in Ordnung«, rief er. Er musste beinahe schreien, um das Tosen des Windes und das Knarren und Ächzen der Planken zu übertönen. »Wir sind in Sicherheit!«

»Zum Teufel, ist das ein Sturm!«, rief ihre Mutter beinahe ärgerlich.